

## **Alfred Lichtwark: Der Deutsche der Zukunft**

(Die hier wiedergegebenen Vorstellungen Alfred Lichtwarks zur „künstlerischen Erziehung“ der Jugend wurden auf dem ersten Kunsterziehtag 1901 in Dresden vorgestellt. Erstmals publiziert wurde sein Beitrag in der auf die Veranstaltung folgenden, 284 Seiten umfassenden, Textsammlung: Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehtages in Dresden am 28. Und 29. September 1901. Die Sammlung erschien in R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1902. Der Text wurde 1905 erneut veröffentlicht in: Bruno Cassirer, Der Deutsche der Zukunft, Berlin 1905, Reprint 1962)

(Auswahl AG Kirschenmann/Skladny/Stehr)

Als vor zwanzig Jahren vereinzelte Stimmen eine Ausbildung auch der künstlerischen Anlagen des deutschen Volkes forderten, sind sie ungehört verhallt. Vor einem Jahrzehnt erweckten die ersten Schriften über die Erziehung der künstlerischen Kräfte neben lebhafter Zustimmung bereits heftigen Widerspruch. Und im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts machte sich unter den zahlreichen Vorkämpfern der neuen Gedanken nun das Bedürfnis nach einer persönlichen Aussprache fühlbar, dessen Ergebnis die Dresdner Tagung ist. Es erscheint nicht überflüssig, auf die Grundgewalt hinzuweisen, mit der dieselben Gedanken in so vielen Köpfen selbständig und zur selben Stunde ans Licht traten, um dann in so vielen Herzen und an so vielen Orten den Willen zur Tat zu entzünden.

Wir haben das Problem der künstlerischen Erziehung vom Standpunkt des Erziehers, des Volkswirts und des Künstlers so eingehend verhandeln hören, daß es geboten scheint, den Standpunkt in der Nähe mit einem weiteren Abstand zu vertauschen, damit sich uns die Größenverhältnisse nicht verschieben. Denn wer aus nächster Nähe beobachtet, wird in der Wiese einen Urwald zu sehen Gefahr laufen. In Wirklichkeit bedeutet die künstlerische Erziehung doch nur eine Provinz in dem großen Reich der Gesamterziehung unseres Volkes, für die wir neue Grundlagen zu suchen und auszubauen die Pflicht haben.

Die Forderung nach einer künstlerischen Erziehung tritt nicht als eine vereinzelte Erscheinung auf, sie ist von der ersten Stunde untrennbar verbunden mit dem gleichzeitig – etwa um die Mitte der achtziger Jahre — deutlicher formulierten Ruf nach einer sittlichen Erneuerung unseres Lebens. Die beiden Gebiete sind nicht zu trennen. Aus den Jahrhunderten der Armut und Beschränktheit, der Hörigkeit und Knechtschaft nach innen und außen haften dem Wesen des Deutschen so viele beklagenswerte Züge an, daß wir als politisch und wirtschaftlich vorangekommenes Geschlecht mit Ruhe und Entschlossenheit nicht nur an die erbarmungslose Ausrottung alter Fehler, sondern vor allem an die Entwicklung aller zurückgebliebenen edlen Kräfte zu gehen haben. Kein Beobachter kann dies Streben nach neuer Bildung im deutschen Volk verkennen. Es ist einer der Grundzüge der Erhebung des vierten Standes, es bewegt die Frauenwelt und hat bisher nur die oberen Schichten des Bürgertums noch kaum berührt.

Wir wollen uns an dieser Stelle jedoch nicht damit aufhalten, die Fehler und Mängel aufzuzählen, die wir ablegen müssen, noch ein Verzeichnis der guten Eigenschaften anlegen, die wir am Deutschen der Zukunft entwickelt sehen möchten. Viel wichtiger ist es, die Mittel und Wege zu untersuchen, die uns für einen Einfluß auf die Ausgestaltung unseres Volkstums zu Gebote stehen.

Schriftliche und mündliche Belehrung darf nicht unterschätzt werden. Aber sie tut es nicht allein. Nachhaltig wirkt nur das Beispiel eines vom neuen Geist erfüllten Lebens. Dies Beispiel kann jeder Beliebige in seinem Kreise geben, auf die Allgemeinheit können jedoch nur die Träger der organisierten Lebensmächte wirken.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Denkweise und Lebensführung der Deutschen durch die Kirche, den Hof, die Universität und die zunftartigen Körperschaften wesentlich mitbestimmt.

Nach den Jahren des Überganges zeigten sich im neunzehnten Jahrhundert Aufbau, Zusammensetzung und Wirkungsgebiet der wirkenden Kräfte von Grund aus verändert. Der Kirche, die früher unmittelbar jede Gesellschaftsschicht und jeden einzelnen mit tausend Fäden umspannt hielt, haben sich einzelne, haben sich ganze Gesellschaftsschichten entzogen. Die zugleich geistliche und weltliche Oberherrschaft ist ihr nicht erhalten geblieben. Der Hof steht nicht mehr als maßgebend für Lebensauffassung und

Lebenshaltung im Mittelpunkt der neuen bürgerlichen wie früher der aristokratischen Gesellschaft. Er ist selbst in vielen Stücken verbürgerlicht. Die Zünfte sind aufgelöst worden. Von den alten Mächten hat nur die Universität als Schöpferin der alles beherrschenden Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert einen erheblichen Zuwachs an Macht und Ansehen erhalten. Um die Mitte des Zeitabschnitts hatte sie fast hohenpriesterliche Geltung.

Aber andere Lebensmächte haben sich neben ihr erhoben, von denen im achtzehnten Jahrhundert nichts oder doch nur die Keime vorhanden waren. Die politische Partei, die Presse, die Erhebung und politische Organisation des vierten Standes, die Frauenbewegung, und als Folge der Schulpflicht und Wehrpflicht Schule und Heer.

Alle diese Faktoren haben fühlbaren Einfluß auf die Bildung des Deutschen der Zukunft. Aber die Kirche, die politische Partei, die Presse, die Organisation des vierten Standes und der Frauenbewegung wirken doch nur auf einzelne Kreise oder auf Teile des Volkes. Mittelbar oder unmittelbar bestimmend für alle stehen nur die Universität, die Schule und das Heer da. Ihre Träger, der Professor, der Lehrer, der Offizier bilden festgeschlossene Stände mit eigener Überlieferung und eigenem Standesideal. Und sie wirken nicht nur auf Kreise und Teile, sondern auf alle Stände, und nicht aus der Ferne und unpersönlich durch das Wort, sondern unmittelbar durch das Vorbild ihrer lebendigen Persönlichkeit.

Diese drei Stände, der Professor, der Lehrer und der Offizier, die unsere Lebensauffassung und Lebensführung allein durch ihre Allgegenwart stärker beeinflussen als selbst die Kirche, deren Vertreter in größere Ferne gerückt sind, haben in keinem anderen Volk dieselbe Stellung und Bedeutung. Ein Blick auf die Lage in England offenbart die gründliche Verschiedenheit der Lebensgestaltung. Dort setzt erst jetzt etwas wie Schulpflicht ein, dort hat der Offizier nur mit einem verschwindenden Bruchteil des Volkes zu tun, dort herrscht als bestimmendes Vorbild noch immer die Aristokratie. Der höchste Typus, den der Engländer hervorgebracht hat, der einzige, den das ganze Volk anerkennt, der Gentleman, d. h. ursprünglich der Landedelmann, ist aristokratischen Ursprungs und vermittelt in allen Ständen die aristokratische Anschauung und Überlieferung.

Was wir an guten Eigenschaften des Charakters, an Kräften und Fähigkeiten für den Deutschen der Zukunft erstreben, wird ihm am sichersten und schnellsten übermittelt, wenn es der Professor, der Lehrer und der Offizier durch ihr Beispiel ihm vorleben.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, das sich als Neubegründer, als Vollender aller Wissenschaften fühlte, genoß in Deutschland die Universität als Hüterin und Mehrerin des kostbarsten aller Schätze eine fast religiöse Verehrung, und der Stand des Professors bildete eines der Lebensideale des deutschen Volkes. Der Professor war der vornehmste Held im Roman, ein Gefäß aller äußeren und inneren Vollkommenheiten. Gegen das Ende des Jahrhunderts war eine Verschiebung eingetreten, die – im Roman – den Offizier und den Künstler und – im Leben – den Techniker, den Industriellen, den Kaufmann in den Vordergrund gerückt hatte. Der Professor hatte in der Dichtung und im Leben den ersten Platz nicht behaupten können. Die Interessen waren andere Wege gegangen.

Wir sind mit gutem Rechte stolz auf die Taten unserer Techniker, Industriellen und Kaufleute, und wir sehen in der wirtschaftlichen Macht, die sie uns im Lauf eines Menschenalters zurückgewonnen haben, eine der Sicherungen für den Bestand unseres Volkstums. Auch steht nicht zu fürchten, daß das deutsche Volk von nun an in der Anhäufung und im Genuß weltlicher Güter den Zweck seiner Arbeit und seines Daseins sehen wird. Daß es einen Moment fast so scheinen konnte, darf nicht ungerecht machen. Dasselbe Geschlecht, das die neuen Güter erwarb, war nur in einzelnen Ausnahmefällen in der Lage, sich die Kultur zu erwerben, der sie zu dienen bestimmt sind. Auch der Reichtum braucht Überlieferung, um sich auszudrücken, und Überlieferung gab es in Deutschland nicht. Wir hatten keinen über das ganze Land verteilten Stand mit ererbtem Reichtum und überliefertem Kulturleben, dem der neue Reichtum hätte nachstreben können. So kommt es, daß er keinerlei Verpflichtung zu fühlen oder anzuerkennen braucht. Man kann in Deutschland sehr reich, sehr ungebildet, zu keinerlei Opfer für irgend einen Kulturzweck bereit sein, ohne der Verachtung anheimzufallen. Das gesellige Leben hat dieser neue Reichtum auf eine rein materielle Basis gestellt und dadurch zu einem Fluch gemacht für die, die sich ihm nicht entziehen können. Es hat wohl bisher noch nie eine gesellschaftliche Oberschicht so ohne Kulturbedeutung gegeben wie die deutsche der Gegenwart. Sie steht an geistiger Regsamkeit und Teilnahme hinter den Mittel- und selbst den Unterklassen im Durchschnitt zurück. Es wäre schlimm, wenn die Pessimisten recht hätten, die dem Vertreter von Kunst und Wissenschaft, soweit er nicht mit eigenen Gütern gesegnet ist, eine Art sozialer Hörigkeit im Kreis der Besitzenden weissagen.

In dieser Krisis sehen wir im deutschen Professorenstande Bestrebungen einsetzen und stärker werden, die eine neue Zeit mit heraufführen können. Der Professor, der früher in unerreichbarer Höhe über der Welt stand und es unter seiner Würde hielt, das himmlische Feuer selber den Sterblichen hinabzutragen, beginnt sich Mensch unter Menschen zu fühlen. Er hat erfahren, daß die hochmütige Abwehr jeder Laienteilnahme an der Wissenschaft ihren Bestand gefährdet. Vielleicht ist das Vorurteil gegen die künstlerische Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen, die sie der Welt zugänglich macht, noch nicht überall gebrochen, aber es ist doch schon Bresche gelegt.

Auch andere Vorurteile sind gefallen. Mehr und mehr zeigt sich die Neigung, das Leben der Gegenwart zu erforschen und als ein vollwertiges Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung gelten zu lassen. Auf politischem, wirtschaftlichem und literarischem Gebiete erhalten wir Beobachtungen und Erläuterungen des Lebens, wie sie unsere Vorfahren aus ihrer eigenen Zeit nicht gekannt haben. Man beginnt sodann an den Universitäten zu erkennen, daß die Unwilligkeit, wissenschaftliche Zwecke zu fördern, die den deutschen Reichtum neben dem englischen und namentlich dem amerikanischen so dunkel erscheinen läßt, nicht ohne Verschulden der Wissenschaftler zustande gekommen ist. Der deutsche Professor zeigt sich hie und da geneigt, gewisse Überlieferungen mittelalterlicher Barbarei in der Form gelehrter Streitigkeiten als eines gebildeten Mannes und Ehrenmannes unwürdig zu verlassen. Er fängt an seine körperliche Erziehung und Erholung in die Hand zu nehmen. Ein Berliner Professor konnte einen Preis im Lawn-Tennis gewinnen, ohne daß man es ihm als einen Makel anrechnet. Und die frühere Gleichgültigkeit gegen die äußere Erscheinung beginnt der besseren Einsicht zu weichen, daß sich in der werdenden deutschen Gesellschaft der Nachlässige, nicht peinlich Saubere und Gepflegte je länger desto sicherer deklassieren wird.

Dies alles und andere verwandte Bestrebungen im Professorenstand lassen erkennen, wie auch er von dem Strom künstlerischer und ethischer Bewegung ergriffen ist, der unser ganzes Volk mit sich zu reißen beginnt. Angesichts der unermeßlichen Tragweite seines Einflusses ein trostreiches Vorzeichen. Bei der inneren Mission künstlerischer und ethischer Kultur können wir den Professor so wenig entbehren wie den Lehrer. Aber was sie lehren wollen, müssen sie auch in sich und an sich zur Erscheinung bringen.

Was das neunzehnte Jahrhundert in der Entwicklung der Schule, vom Gymnasium bis zur Volksschule, geleistet hat, ist von ihm selbst mit als eine seiner großen Taten angesehen worden. Es hat damit eine Organisation geschaffen, die noch kein Kulturvolk jemals für seine eigene Erziehung besessen hat. Und die Deutschen haben sich nicht mit der mechanischen Einrichtung begnügt, sie haben Unterrichtsmethoden geschaffen, die den Zugang zu jeder Art von Wissen von allen überflüssigen Schwierigkeiten der Wegführung befreit haben.

Doch bleibt dem zwanzigsten Jahrhundert zu tun genug, einmal weil überhaupt noch nicht alle methodische Arbeit erledigt ist, dann, weil jede neue Zeit neue Anforderungen stellt, und schließlich und nicht zum wenigsten, weil alle menschlichen Einrichtungen nur auf Sicht getroffen werden können, selbst wo man meint, Grundmauern für die Ewigkeit zu legen. Auch die Schule befindet sich dauernd im Zustand der Revolution.

Daß wir trotz der außerordentlichen Leistungen der Schule noch Wünsche haben oder stellenweise gar noch unzufrieden sind, ist nur ein Beweis für ihre lebendige Kraft. Zufriedenheit und Wunschlosigkeit wären ein Anzeichen von Versteinerung.

Unserer Bildung fehlt heute noch die feste nationale Grundlage. Mag auch die theoretische Pädagogik sie fordern, mag auch der Wortlaut der Lehrpläne besagen, daß sie angestrebt wird, das geistige Leben unserer Gebildeten beweist, daß eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit den führenden Geistern der deutschen Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft nicht besteht oder höchstens da, wo wie in der Musik ein außerhalb der Schule gewachsener Dilettantismus großen Stils die Grundlage bildet. Vor allem wäre zu wünschen, daß unser Volk mit seinen großen Dichtern und Schriftstellern in engerer Vertrautheit aufwüchse. Der Engländer und der Franzose sind sehr viel inniger an das Schrifttum des eigenen Volkes angeschlossen. Der gebildete Deutsche empfängt heute noch mindestens ebensoviel Anregung und Genuß von der englischen und französischen Literatur wie von der des eigenen Volkes. Vielleicht trägt eine etwas zu enge Fassung des Begriffs der schönen Literatur mit zu der ungenügenden Schätzung des deutschen Schrifttums in Deutschland bei. Zur schönen Literatur gehört nicht nur das Gedicht in gebundener Sprache, das Drama, der Roman, die Novelle, sondern ebensogut jede Art künstlerischer Gestaltung eines wissenschaftlichen Stoffs. Es erfordert ebensoviel künstlerische Phantasie, Kraft und Technik, einen philosophischen oder wissenschaftlichen Vorwurf als Erlebnis zu gestalten, wie den Aufbau und die Ausarbeitung eines Romans, und es liegt gar keine Veranlassung vor, den, der Gedichte

oder Romane schreibt, ohne weiteres für ein höheres Wesen zu halten als den »dichtenden« Philosophen, Gelehrten oder Staatsmann. Produktion ist Produktion.

Die Bekanntschaft nicht nur mit den Namen sondern mit den Werken der großen bildenden Künstler, die das deutsche Wesen ausdrücken, der Jugend zu vermitteln, hat die Schule bisher überhaupt nicht als ihre Aufgabe angesehen. Dieser ungenügende nationale Inhalt unserer Bildung hat den sehr bedauerlichen Zustand zur Folge, daß die Art der Bildung in Deutschland Kaste macht. Wer die klassische Bildung selbst nur in der unzulänglichen Gestalt erworben hat, in der das heutige Gymnasium sie vermittelt, glaubt als höherer Mensch mit Geringschätzung auf den, der nur die moderne Dreisprachenbildung besitzt, herabsehen zu dürfen. Wer Englisch und Französisch kann, fühlt sich erhaben über den noch so gebildeten einsprachigen Deutschen. Wo, wie in England und Frankreich, die Grundlage der nationalen Bildung sehr nachdrücklich bereitet und gepflegt wird als ein allen gemeinsamer Besitz, wo das ganze Volk wirklich in und mit seinen Dichtern lebt, fühlt sich der in den klassischen Sprachen und Literaturen Heimische, soweit meine Beobachtungen reichen, nicht wie bei uns als höhere Klasse, der alles Nationale als zweiten Ranges gilt.

Wenn man uns, auf die Stundenpläne gestützt, zu beweisen versucht, daß das nationale Schrifttum eifrig gepflegt würde, so brauche ich nur zu fragen: was lebt denn im Geist und im Herzen unserer Gebildeten aus unserer großen Literatur! Welcher Art sind die deutschen, englischen und französischen Schriftsteller, die sie am eifrigsten lesen! Und von welcher Kost nährt sich unser Volk! Daß nicht alle für den Genuß des Besten die natürliche Begabung haben, weiß ich wohl. Aber ich habe mich sehr viel umgetan, um zu prüfen, wie viele, die von Haus aus befähigt und geneigt wären, einfach vernachlässigt sind. Ihre Zahl ist in allen Ständen, selbst in den oberen, Legion.

Für die Entwicklung unseres Volkstums müssen wir von der Erziehung verlangen, daß sie die liebende Hingabe an unsere eigene Sprache, Literatur und Kunst in allen Kreisen erweckt. Darin liegt eine unschätzbare, alle Stände des Volkes zusammenschließende Kraft. Wer hat es nicht erlebt, wie ihn Vertrautheit mit Goethe, Gotthelf, Keller oder Jakob Burckhardt, – ich nenne die ersten besten Namen – einem Fremden, der dieselben geistigen Erlebnisse gehabt, bei flüchtiger Berührung nahe gebracht hat.

Hätten wir diese allen Ständen zugängliche gemeinsame Bildung, so würde die klassische Kultur kaum ernstlich Widersacher finden.

Mit dem mangelhaften Anschluß an unser nationales Schrifttum und unsere nationale Kunst hängt sodann aufs engste zusammen, daß unserer modernen deutschen Bildung die gestaltende Kraft fehlt. Sich in der deutschen Sprache einfach, klar und geschmackvoll ausdrücken zu können, mag in der Aufsatzstunde als Klassenziel gelten. Aber es ist noch nicht lange her, und vielleicht liegt der Zustand noch nicht hinter uns, daß ein junger Gelehrter, der sich bemühte, ein lesbares Deutsch zu schreiben, leichtfertiger Gesinnung verdächtigt wurde. Auf die Ohnmacht des Beamten- und Juristendeutsch brauche ich kaum hinzuweisen. Und wie viel literarisches Urteil und Gewissen, wie viel Kultur verraten durchweg die Erlasse und Ansprachen unserer Regierungen? Es ist, als ob kein Mensch in Deutschland sich heute noch vor dem Gemeinplatz und der Banalität zu fürchten braucht. Ob wir die Tagesblätter, die Wochen- und Monatsschriften aufschlagen, wie selten tönt uns ein reiner Klang entgegen?

Daß der Inhalt der bildenden Kunst nicht nur auf Bilder, Bildsäulen und Prunkbauten beschränkt ist, liegt dem gebildeten Deutschen meilenfern. Soweit er künstlerische Bildung hat, ist sie ein toter Schatz. Sie hilft ihm nicht, seine Wohnung einzurichten, seinen Anzug den Forderungen des Geschmacks zu unterwerfen. Ja, noch heute läuft ein Mann, der ästhetische Ansprüche an seine Umgebung und Erscheinung stellt, Gefahr, nicht nur für leichtsinnig, sondern sogar für unaufrichtig und unzuverlässig zu gelten. Wer den Deutschen betrügen will, muß die Maske der Ungeschlachtheit, Derbheit und Ungepflegtheit annehmen. In breiten Schichten unseres Volkes erweckt das Vertrauen.

In diesem Zusammenhange muß auch die Frage aufgeworfen werden, wo in unserm Turnen die gestaltende Kraft steckt. Geht und steht, lehnt und sitzt der Turner besser als seine Mitdeutschen? Das Ziel der Ausbildung des Körpers ist nicht rohe Kraft sondern Anmut. Hier ist unendlich viel zu tun. Unter den Kulturvölkern sind wir die Ungeschlachten. Ein anmutiger Deutscher, der Ausdruck wirkt heute noch komisch.

Wir merken es nicht, denn unsere Erziehung lehrt uns nicht, uns selber zu beobachten. Wir haben als Volk und als einzelne einen sehr ausgesprochenen Abscheu dagegen.

Der Gedanke der deutschen Schule verkörpert sich im Lehrer. In seiner gegenwärtigen Ausdehnung und Organisation ist der Lehrerstand jung und, als Folge der Schulpflicht, eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat keine alten, gefestigten Traditionen, es steht kein Ahnengeschlecht hinter ihm. Nach gut deutscher Art ist er scharf zerklüftet, und als unversöhnte Gegensätze stehen sich Volksschullehrer

und Lehrer der höheren Schulen gegenüber, genau, wie die Lehrer der höheren Schulen sich leicht in einem Gegensatz zu den Lehrern der Hochschule fühlen. Es scheint in Deutschland, dessen Gesellschaft in scharf gesonderte, sich gegenseitig mit Mißtrauen betrachtende Kasten zerfällt, sehr schwer zu fallen, daß man sich menschlich gelten läßt. Wir haben noch kaum das Gefühl, daß wir gesellschaftlich im tiefen Mittelalter leben. Zuerst gilt bei uns der Stand, nicht der Mann. Die Dänen haben eine sehr treffende Beobachtung darüber kurz und bündig zusammengefaßt. In England fragt man, was einer hat, in Deutschland, was einer ist, in Dänemark, wie er ist. Unsere Gesellschaft hat noch einen weiten Weg zur tiefen Menschlichkeit unseres ersten Kaisers, von dem ein feiner Beobachter sagte: Wenn er eine Köchin kannte, die ihre Sache verstand und ihre Pflicht tat, so hatte er Respekt vor ihr. Unter diesen Umständen pflegt ein junger Stand wie der des Lehrers besonders zu leiden. Die altern Stände haben äußere Macht und äußeres Ansehen ererbt, der neue besitzt noch kein solches Kapital. Nach deutscher Gewohnheit, die absolut mittelalterlich geblieben ist, verweigern die altern Kasten jedem neuen Stand (der notgedrungen das Wesen der Kaste annehmen muß) gleiches Recht. Mancher Charakterzug des heutigen Lehrers stammt aus dieser Lage.

Heute gilt es vielleicht noch eher als charakteristisch für den Lehrer, daß er ein verbitterter als daß er ein freudiger Mensch ist. Ein heiterer oder gar einmal ausgelassener Lehrer würde in einer Karikatur nicht als typisch empfunden werden. Nun können uns aber Stimmung und Gemütsverfassung des Lehrers um so weniger gleichgültig sein, als es von ihm allein abhängen wird, ob die Schule im zwanzigsten Jahrhundert noch ferner wie ein Fremdkörper auf unserm Leben lastet, oder ob sie vom Kind, das sie besucht, von den Eltern, die ihre Kinder hinsenden, geliebt wird. Möge die Zeit nicht fern sein, wo man es gar nicht mehr begreift, wenn ein ernster Mann, der sein Leben erfüllt hat, eingesteht, daß er die Straßen meidet, die er als Knabe zur Schule gegangen ist, oder daß in Zeiten der Abspannung schwere Schulträume ihn plagen. Als Knabe kannte ich einen englischen Jungen, der sich vor Heimweh nach seiner Schule verzehrte.

Alle Schulreform steht und fällt mit dem Lehrer. Die besten Stundenpläne können ihn nicht beflügeln, die schlechtesten ihn nicht hemmen. Der Kern seiner Wirkungsfähigkeit liegt in der lebendigen Kraft, die er entfaltet, und in der Kraft, die er in seinen Schülern entwickelt.

Daß dazu auch die künstlerischen Kräfte gehören, die das Leben gestalten sollen, ohne deren Ausbildung, ohne deren Einwirkung und Sprache, äußere Erscheinung, Lebenseinrichtung und Lebensführung, auf Schaffen und Genuß in jeder Gestalt das Dasein auch in der Fülle materiellen Wohlstandes ein Vegetieren bleibt, hat die Theorie niemals bezweifelt, soll aber für das Leben unseres Volkes als ein neues Ziel der Entwicklung erst erobert werden.

Wie mit der Schulpflicht hat sich das deutsche Volk mit der Wehrpflicht im neunzehnten Jahrhundert in vorbildlich gewordenem Entschluß eine schwere Last auferlegt, aber zugleich eine Einrichtung von unschätzbarem erzieherischem Einfluß geschaffen. Der Träger dieses Einflusses, der Offizier, ist in seiner heutigen Ausprägung ein Erzeugnis des neunzehnten Jahrhunderts. Aber er hat viele Wandlungen durchgemacht und ist beständig im Werden und Wachsen begriffen. Eine Geschichte der Entwicklung des deutschen Offiziers scheint noch nicht versucht zu sein, so wichtig sie für die Klärung der Vorstellungen sein würde. Auch über die Entwicklung des einzigen Mannestypus, den es neben dem des Offiziers heute in der Welt gibt, des englischen Gentleman, unterrichtet uns, wie englische Forscher mir bestätigten, noch keine Sonderdarstellung. Der Typus des englischen Gentleman und der des deutschen Offiziers, die seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Typus des Hofmannes abgelöst haben – sind doch alle Souveräne der Welt bis zum Kaiser von Japan in Zivil englische Gentlemen und in Uniform deutsche Offiziere – stammen aus derselben Gesellschaftsschicht, dem Landadel. Der nächste Vorfahr des deutschen Offiziers sind die Führer der stehenden Heere seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Weiter zurück geht seine Abstammung auf die Söldnerführer, die Ritter und in fernerer Zeit die kriegerischen Adelsgeschlechter.

Vom Dreißigjährigen Kriege ab lag die Entwicklung des Typus wesentlich in der Hand der Hohenzollern. Zur selben Zeit, als Ludwig XIV. den französischen Adligen zum Höfling machte und dadurch den Grund zu seinem Untergange in der Revolution legte, hat der Große Kurfürst die Kraft des preußischen Adels dem Staat zuzuführen begonnen. Von Geschlecht zu Geschlecht hat der Typus des Offiziers festere Züge angenommen, bis er schließlich die Hohenzollern und die deutschen Fürsten, die ihn geschaffen, in seinen Bann zwang. Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm I., wenn er vor einer Schicksalslage stand, deren Entscheidung ihm schwer wurde, sich wohl zu fragen pflegte, was er als Offizier zu tun habe. Dann hätte er es gleich gewußt, fügte Bismarck hinzu, der diesen Zug berichtet hat.

Bei Friedrich dem Großen wäre dies noch nicht denkbar. Die eigenartige Stellung des Offiziers in unserem öffentlichen Leben und unserer Gesellschaft ist ohne einen Blick auf seinen Ursprung nicht zu verstehen. Er allein steht heute wie früher der Adel stand.

Wenn wir die höchsten Formen des Lehrer-, des Professoren- und des Offizierstypus vergleichen — und nur diese sollte man zum Vergleich nebeneinander stellen — so treten beim Offizier eine Reihe von Eigenschaften schärfer hervor, die bei seinen Miterziehern unseres Volkes wohl vorhanden sein können und auch mehr und mehr aufkommen, aber noch nicht als notwendig gelten. Das ist die Ausbildung des Körpers, die Erziehung des Willens und die drakonisch durchgeführte formale Erziehung, die sich beim höchsten Typus, wie ihn der erste Kaiser darstellte, nicht bloß auf die äußere Haltung sondern auch auf die Bildung des Herzens erstreckt, auf der die Fähigkeit beruht, in jedem Augenblick Herr seiner selbst zu sein und Worte und Taten des Takts zu finden. Wie beim englischen Gentleman sind es beim deutschen Offizier der Art Kaiser Wilhelms I. wesentlich auch ästhetische Elemente, die ihn von anderen Ständen unterscheiden.

In dieser seiner höchsten Entwicklung, in der er nun Vorbild geworden ist, haben wir im deutschen Offizier den einzigen deutschen Mannestypus, an den allseitige Anforderungen gestellt werden. Professor und Lehrer können bei besonderer Begabung und Leistungsfähigkeit sehr einseitig entwickelt sein, vom höchsten Typus des Offiziers darf man sagen, daß er selbst bei der äußersten Intelligenz und Bildung des Geistes nicht denkbar ist, wenn der Körper nicht tauglich ist, der Charakter, die formale Bildung zu wünschen übrig lassen. Es gibt in der Tat keine körperlichen, seelischen oder geistigen Mängel, keine Unzulänglichkeit der Erziehung, die nicht einzeln unter Umständen genügen, um dem deutschen Offizier eine große Laufbahn abzuschneiden. In keinem Stand findet eine so schroffe Auslese statt.

Alles dies hat ihn als Typus so stark gemacht, daß er sich dem ganzen Volk aufzuprägen beginnt, vom Fürsten bis zum Tagelöhner. Gerade so wie der stärkste englische Mannestypus sich aus der mittleren Schicht des Landedelmannes über das ganze Volk ausgebreitet hat.

Durch die Tatsache der Wehrpflicht ist diese Wirkung auch für die Zukunft festgelegt. Audi künftig durchschreitet das ganze Volk einmal die Sphäre des Offiziers. Alles Gute und Edle, was der Offizier sich erhält und erwirbt, wird sich von ihm aus als äußere Haltung und innere Gesinnung dem ganzen Volke mitteilen. Alle Arbeit, die der einzelne Offizier an seine Entwicklung zum Ideal seines Standes setzt, wird, wie dieselbe Arbeit des Lehrers und Professors, zugleich für die Erhöhung unseres Volkstums geleistet, denn nichts wirkt mit so lebendiger Kraft wie das Beispiel.

Aus der vieltausendjährigen Geschichte unserer Rasse kennen wir genauer ein paar hundert Jahre. Schon wie unsere Vorfahren vor fünfhundert Jahren ausgesehen haben, müssen wir aus Bruchstücken erraten. Was sie dachten und fühlten, ist uns weiter zurück noch — mit großen Lücken — auf ein paar Jahrhunderte zu enträtseln, aus früherer Zeit wird nur gelegentlich eine kurze Strecke durch ein Licht, das von außen auf den Pfad unserer Entwidmung fällt, aus tiefer Nacht hervorgehoben.

Aber trotz aller Trümmer und Lücken der Überlieferung vermögen wir selbst aus den Tatsachen, die jedem geläufig sind, zu erkennen, welche tiefen Wandlungen Seele und Charakter unseres Volkes in der kurzen Spanne von zweitausend Jahren durchgemacht hat. Aus dem Deutschen des Tacitus, einem Jäger und Krieger, der den Ackerbau, Industrie und Handel verachtete, sehen wir in wenigen Jahrhunderten den Ackerbauer, dann den Städtebewohner, den Kaufmann, Geldmann und Industriellen werden und in diesen Tätigkeiten neue Charakterzüge annehmen. Kaum ein Jahrtausend nach der Völkerwanderung — eine sehr kurze Spanne Zeit — war der Deutsche Ackerbauer geworden, war schon Hofmann gewesen, der alle Kultur des Abend- und Morgenlandes in sich vereinte, hatte Römerstädte auf seinem Boden zu neuem Leben entwickelt, hatte auf jungfräulichem Boden neue gegründet, war aus dem freien Bauern ein Höriger geworden und schickte sich an — der ehemalige Städtehasser — innerhalb seiner festen Mauern zum engherzigen, kurzsichtigen, kleinlichen Spießbürger zu werden, dem jeder der großen Züge des kaiserlichen deutschen Mannes, wie ihn Walther besungen und der große Bildhauer von Naumburg körperhaft vor unsere Augen gestellt hat, eingeschlafen war. Und dann kam die Zeit des Kräfteverfalls, wo aus dem freien Deutschen die Knechtsnatur wurde, die wir heute noch nicht überwunden haben. Die Beobachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mannestypen, die unser Volk allein im letzten Jahrtausend hervorgebracht hat, der zahllosen Seelenzustände, die es durchlaufen hat, gibt uns heute das Recht, unsere Erziehung in die Hand zu nehmen, um aus unserem Charakter auszumerzen, was an beklagenswerten Folgen der Jahrhunderte der nationalen Schmach noch in uns steckt. Wir haben zu lange wesentlich der Intelligenz gelebt. Es ist Zeit, daß nun die sittlich-religiösen und die künstlerischen Kräfte zur Entfaltung kommen.

Wenn im Fichtenwalde ein Stamm gefällt ist, und die Wurzel wird nicht ausgerodet, so stirbt der Stumpf nicht ab. Die Wurzeln, die im Dunkel der Tiefe ihre Arbeit verrichten, spüren es kaum in ihrer lichtlosen Heimstätte, daß oben sich ein Schicksal erfüllt hat, denn sie sind mit denen der Nachbarbäume eng verwachsen und geben ihnen die Nahrung ab, die sie aus der Erde ziehen. In den Nachbarstämmen steigen ihre Säfte hinauf in die Kronen, die sich in Luft und Licht des Himmels wiegen, und steigen herab und nähren auch die Wurzeln und den Stumpf des entkronten Baumes, so daß sie nicht faul werden. Im Wald der Kulturvölker hat unser Volk durch Jahrhunderte als Baumstumpf gestanden, dessen Wurzeln die Nachbarstämme nährten, dessen Stumpf von ihnen Nahrung zurückempfang.

Aus den uralten Wurzeln haben wir nun aufs neue einen Stamm zum Himmel hinauf gesandt und treiben unsere Lebensäfte zum eigenen Wipfel empor. Aber die Mächte, die zum ersten Stamme den Untergang bereitet haben, sind noch nicht überwunden und lauern – immer noch dieselben – in uns und um uns her. Schutz vor erneuter Vernichtung gewähren uns nicht die äußeren Einrichtungen unseres Volkstums, nicht unsere Bündnisse. Das alles kann der Sturm einer Nacht hinwegfegen.

Aber unbesiegbar werden wir stehen bleiben, wenn jeder Einzelne in jeder Stunde, bei jedem Werk, an jedem Ort, wohin ihn Mut und Schicksal gestellt haben, das höchste Maß seines Willens und seiner Kraft entfalten lernt. Daß dies Gefühl der Verpflichtung gegen sein Volk im Deutschen der Zukunft erweckt und lebendig erhalten wird, darauf kann niemand durch sein Beispiel stärker, stetiger und unmittelbarer hinwirken als der deutsche Professor, der deutsche Lehrer und der deutsche Offizier.

#### b) Die Kunst in der Schule

Es versteht sich für mich von selbst, daß die Ankündigung eines die Schule mit einem neuen Unterrichtsgegenstände bedrohenden Themas Ihr Bedenken erregt hat, und ich muß Ihnen zugeben, daß ein Gefühl des Unbehagens vollkommen berechtigt ist, so lange Sie meine Absichten nicht kennen. Hat doch der Lehrer immer wieder von neuem sich seiner Haut zu wehren gegen alle denkbaren Wissenschaften, deren Vertreter, ohne Rücksicht auf die Pflicht der Pädagogik, für ihre Disziplin einen Platz im Lehrplan beanspruchen, alles irgend Entbehrliche hinauszudrängen, um für die Erziehungsarbeit Raum zu gewinnen. Lassen Sie mich daher, ehe ich Sie für die Darlegung meiner Absichten um Gehör bitte, ausdrücklich hervorheben, daß ich Ihnen nicht den Vorschlag machen will, einen neuen Unterrichtsgegenstand auf den Stundenplan zu setzen. Sie werden sehen, daß der Stoff, den ich bearbeitet wissen möchte, gar nicht sehr umfangreich ist und im Wesentlichen dazu beitragen soll, die erzieherische Kraft eines Lehrfaches zu stärken, das sich seit Jahren in allen Hamburger Schulen einer besonderen Pflege erfreut. Ich meine den Zeichenunterricht.

Der Schwerpunkt unserer deutschen Bildung liegt im Wissen. Wissen und Bildung sind daher bei uns fast synonym geworden; Erziehung und Unterricht gelten in den Gedanken des Volkes für ungefähr gleichbedeutend. Die Ansicht des Auslandes bestätigt diese Auffassung. Wenn wir aus all den richtigen und schiefen Urteilen unserer Nachbarn die Summe ziehen, so heißt sie: Der Deutsche ist unterrichtet, aber nicht erzogen. Eine Wahrheit, die wir uns sorgfältig zu verhehlen pflegen.

Unser Schulwissen ist im Durchschnitt weit bedeutender als das eines Engländers oder Franzosen gleichen Standes, an formaler Bildung aber stehen wir beträchtlich zurück. Es zeigt sich bei hundert Gelegenheiten, daß in Deutschland nur selten verstanden wird, was sie bedeutet. Wer sich bei uns mit der Sorgfalt und peinlichen Sauberkeit kleidet, die bei unsern Nachbarn mit dem Ausdruck korrekt bezeichnet wird und in guter Gesellschaft unerläßlich gilt, setzt sich leicht dem Gespött aus. Wehe ihm, wenn er gar noch Haar und Bart einer besonderen Pflege unterwirft! Gerade dieser Mangel ästhetischer Erziehung, der sich so auffällig in der Vernachlässigung des Äußeren kund tut, läßt uns bei höher gesitteten Nationen als halbe Barbaren erscheinen. Glauben Sie ja nicht, daß der typische Deutsche mit seinem unkultivierten Bart und Haar, das er noch obendrein im Restaurant oder gar im Speisezimmer bürstet, seiner schlecht sitzenden Kleidung, seinen ungefügten Schuhen im Auslande nur die Zielscheibe des gutmütigen Spottes ist. Er wirkt mit seiner mangelhaften Erscheinung, seinem lauten Wesen, seinen unsicheren Manieren in der Gesellschaft und namentlich bei Tisch oft geradezu abstoßend und fällt der Verachtung von Menschen anheim, die vielleicht an Wissen tief unter ihm stehen.

Wir könnten uns nun im Bewußtsein unseres Weites über solche Äußerlichkeiten hinwegsetzen. Aber der Mangel an formaler Bildung hat schwerwiegende Folgen, die man bisher kaum beobachtet hat. Er beeinflußt unmittelbar die Erhaltung unseres Volkstums.

Der Deutsche im Auslande vermag den festen Lebensformen keine eigenen Sitten gleichen Wertes entgegenzusetzen. Er muß wohl oder übel in England Engländer, in Frankreich Franzose werden, und wenn er eine Ausländerin heiratet, so fällt sein Hauswesen unter die Gesetze – und infolgedessen auch unter die Sprache –, die sein Weib mitbringt. Ein Engländer nimmt als einen Teil seines Wesens seine feste Sitte mit, wohin er geht und bleibt dadurch seinem Volkstum erhalten; der Deutsche geht im

Ausland seinem Volk verloren. Gewiß liegt die tiefere Wurzel dieses Übels in der geringen Widerstandsfähigkeit unseres Charakters, aber unser Mangel an Erziehung und festen nationalen Lebensformen sind die Bresche, durch welche das fremde Wesen siegreich eindringt. In diesem Zusammenhange möchte ich Sie bitten, auch die Frage der deutschen Kunstbildung zu betrachten, damit wir auch in dieser Sache von vornherein das Ziel im Auge haben, auf das wir mit unserer nationalen Erziehung hinaus müssen: Die Deutschen der kommenden Geschlechter an eigener Gesittung den Nationen mit älterer, nie unterbrochener Kulturtradition ebenbürtig zu machen. – Sie werden nun auch die Überzeugung gewonnen haben, daß ich nicht darauf ausgehe, den Wissensstoff, an dem wir schon so schwer zu tragen haben, noch zu vermehren; sondern daß meine Absicht, in erster Linie eine erzieherische, sich auf die Bildung des Auges und damit des Geschmacks richtet.

Der Stand unserer Kunstbildung zeigt auf den drei großen Gebieten ein sehr verschiedenes Niveau. Auf dem Gebiet der Musik nehmen wir gegenwärtig unter allen Völkern den höchsten Rang ein, wie denn auch unser Einfluß in der ganzen gebildeten Welt deutlich sichtbar hervortritt. – In den redenden Künsten hat unsere Bildung seit einigen Jahrzehnten unerhörte Rückschritte gemacht. Die literarische Erziehung und die sprachliche Ausdrucksfähigkeit der Generation, die in den zwanziger Jahren zur Schule ging, stehen wesentlich höher als die unsere. Wie oft setzt uns eine gebildete ältere Dame durch ihren Reichtum an Gedanken und die Mannigfaltigkeit ihrer sprachlichen Ausdrucksmittel in Erstaunen, und welche Kluft gähnt zwischen dem umfassend gebildeten Gelehrten der älteren Generationen und dem beschränkten jungen Forscher, der sich ängstlich an seine Spezialität klammert. – Am tiefsten steht unser Bildungsniveau jedoch in den bildenden Künsten.

Mit überraschender Klarheit wird dieses Verhältnis durch den Dilettantismus widergespiegelt. Dilettanten, die als solche unerschrocken auftreten dürfen, gibt es bei uns nur in der Musik. Vom Dilettantismus in der Poesie oder in der bildenden Kunst können wir in Deutschland nicht reden hören, ohne zu lächeln. Aber wir sollten uns dessen nicht rühmen. Ich glaube, es ist einer der beklagenswertesten Mängel unserer Bildung, daß wir den Dilettanten zu einer lächerlichen Figur gestempelt haben. Er hat ja seine großen Schwächen und ist vielen Gefahren ausgesetzt, aber für die gedeihliche Entwicklung bleibt er unentbehrlich. Was er bedeutet, zeigt Ihnen am besten der gegenwärtige Zustand der Musik, in deren Welt der Dilettant einmal seinen unverrückbaren Platz hat. Denken Sie ihn weg – und der Musiker von Beruf stünde einsam da, nur von seinen Fachgenossen verstanden; so einsam wie der große Maler, so einsam wie in Deutschland der Mann der Wissenschaft. Wenn jeder, der seit seinem siebenten Jahr täglich eine Stunde musiziert, dieselbe Zeit auf seine Ausbildung im Aquarellmalen oder im Modellieren verwendete: Was für ein ganz anderes Publikum würde unsere Ausstellungen besuchen! Es herrscht ein ungeheurer Abstand zwischen den Konzert- und den Ausstellungsbesuchern. Im Konzert lauter Verstehende mit umfassender dilettantischer Fachbildung, kräftig, dem Flug des Genius bis in die höchsten Regionen zu folgen, bereit zu unbefangener, andächtiger Hingabe und zu jauchzender Begeisterung entzündbar; in der Ausstellung lauter halbblinde kleinliche Nörgler mit ungeheuren Ansprüchen, vollkommen unfähig, sich hinzugeben und immer zu allererst zur Kritik aufgelegt.

Auch in den bildenden Künsten würde der Dilettant, der jede höhere Leistung ehrfürchtig zu würdigen weiß, das hingehendste Publikum ausmachen und zugleich für seine ganze Umgebung ein Anregungszentrum bilden. Aber während heutzutage die musikalische Erziehung unentbehrlich erscheint, geschieht für die bildende Kunst fast gar nichts. Für hundert Kinder, die mit sieben Jahren ans Klavier gespannt werden, bekommt wohl nicht eins privatim Zeichenunterricht. In England legt man auf dilettantische Ausbildung in den bildenden Künsten mehr Gewicht. Man kann fast behaupten, daß jeder gebildete Engländer zeichnen kann. Dort hängt, wie in der Musik bei uns, der Künstlerstand unmittelbar mit dem Dilettantismus zusammen. Einer der hervorragendsten Radierer hat sich aus dem Dilettantismus entwickelt. Bei alledem beginnt doch in Deutschland das Niveau im Verständnis der bildenden Künste langsam zu schwellen. Wir haben folglich alle Aussicht, mit dem Strom zu schwimmen, wenn wir in dieser Phase durch die Erziehung fördernd eingreifen.

Zunächst aber haben wir uns ohne den üblichen Beschönigungsversuch einzugestehen, daß es in unserm Publikum um die Kunstbildung im engern Sinn noch herzlich schlecht steht. Aber wir dürfen uns darüber auch nicht wundern. Was haben wir durchgemacht! Ich will nicht bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückgehen. Daß wir ihn noch alle Tage zur Entschuldigung aller Art Rückständigkeit brauchen können, ist sein lange nachwirkendes Unheil. Aber denken Sie an das Elend der Franzosenzeit, in der bei uns das ganze künstlerische Erbe des vergangenen Jahrhunderts zu Grunde ging. Und zu derselben Zeit wurde in Frankreich der Hof Napoleons und seiner neugeschaffenen Fürsten und Herzöge eingerichtet. – Auch



weiterhin hatte die französische Kunst in unserem Jahrhundert fast alle Jahrzehnt einen neuen Hof auszustatten, die Bourbonen, die Orleans, noch einmal die Bonaparte, und das immer in straffer Zusammenfassung auf große Leistungen, während das Wenige, was bei uns geschehen konnte, sich mit der politischen Zersplitterung verzettelte. Es waren an keiner Stelle die Mittel zu etwas Bedeutendem vorhanden.

Wir hatten dann seit den dreißiger Jahren in Deutschland – einem sehr armen Lande – die eigentümliche Erscheinung einer hohen geistigen Kultur, der das künstlerische Element so gut wie gänzlich mangelte. Die Interessen gingen auf die Gründung der positiven Wissenschaft, auf Philosophie, Literatur und Musik. Die bildende Kunst wurde in den Bann der Philosophie gezwungen und bildete eigentlich nur einen Anhang an die literarisch- philosophische Bewegung, wenigstens die sogenannte hohe Kunst. Die heutige deutsche Kunstbildung ist noch wesentlich ein Produkt dieser Zeit. Das Kunstwerk soll in erster Linie etwas zu denken, etwas zu erraten aufgeben. Damit fällt zusammen die noch nicht überwundene Verachtung aller technischen Vollendung. Wir dürfen bei der Betrachtung gegenwärtiger Kunstzustände nie vergessen, daß wir eine Epoche hinter uns haben, in der gerade die größten Künstler alles technische Können als eine Erniedrigung der Kunst ansahen, die ihre Wurzeln nicht in die Erscheinung, sondern in den Gedanken senken sollte. »Die Künste hab' ich verachtet«, sagt Cornelius<sup>1</sup> und meint damit nicht etwa Virtuosität und leere Technik, sondern schlechtweg das Malenkönnen. Wir tragen jetzt schwer an den Folgen dieser Abkehr von der Erscheinung, denn wir haben die Fähigkeit, anzuschauen, ganz eingebüßt. Der gebildete Deutsche, der sich in englischer und französischer Gesellschaft bewegt, fällt sofort durch seinen Mangel an Anschauungsvermögen auf. Er ist sozusagen kunstblind. Er sieht nur, was ihm gezeigt wird, und wenn er ein Kunstwerk erblickt, hat er zehn Einfälle, ehe er es einmal ordentlich angesehen hat, und fängt sofort an zu kritisieren. Einer unserer Künstler, der durch seine treffende Ausdrucksweise bekannt ist, Paul Meyerheim, sagte einmal: Der Deutsche sieht mit den Ohren. Schlagender läßt sich unser Zustand nicht charakterisieren.

Und bis jetzt ist für die Erziehung zur unbefangenen Freude an der Kunst unendlich wenig geschehen. Wir haben in Deutschland fast ausschließlich an die Erziehung der Kunst-Produzierenden gedacht. Unser armes Vaterland hat mehr Kunstakademien als irgendein Land der Welt; wir haben für die Heranbildung von Architekten doppelt soviel Anstalten wie wir brauchen. Kunstgewerbeschulen werden aller Orten neu gegründet. Aber unsere Produktion steht in der Luft, so lange uns im eigenen Lande der Käufer von selbständigem Geschmack fehlt. Die Künstler empfinden den Abstand, der sie vom Publikum trennt, sehr wohl. Aber sie pflegen den ungesunden Zustand für den gesetzmäßigen zu halten und haben sich die Theorie gemacht, daß überhaupt niemand außer ihnen von Kunst etwas zu verstehen brauche. Ich klage die Künstler darum nicht an, es kommt mir nur darauf an, die Tatsache zu betonen.

Am unmittelbarsten offenbart sich die Unselbständigkeit des deutschen Publikums in den Formen, die bei uns der Geschäftsverkehr annimmt. Oft hat es mich erbittert, dies zu beobachten. Selbst dem vornehmsten deutschen Publikum gegenüber ist der erste Grundsatz des Verkäufers das Überreden und Aufschwätzen, mindestens das Zureden. Und man ist noch dankbar dafür, denn man empfindet gar nicht, welche Demütigung darin liegt. In den großen Städten, die von Ausländern häufiger besucht werden, unterscheidet der gewitzigte Geschäftsinhaber strenge zwischen dem Engländer, dem Franzosen und dem Einheimischen. Ausländer werden weit vorsichtiger behandelt, vor allem hütet man sich, ihrem eigenen Urteil vorzugreifen. Der gebildete Engländer, dessen Empfindung und Verständnis beträchtlich höher steht als die des Deutschen (die englische Aristokratie besitzt den feinsten Geschmack), hält nachdrücklich auf sein eigenes Gutbefinden. Er ist nicht mitteilbar, sieht sich um, ohne viel zu reden und kauft oder kauft nicht. – Für den gebildeten Franzosen gehört selbständiger Geschmack zur Erziehung. Er wächst in einer Lebensluft auf, die ihm die Elemente unbewußt mitteilt. Ihm pflegen nicht, wie bei uns die Dinge es mit sich bringen, zu irgendeiner Zeit plötzlich die Augen aufzugehen; er lernt richtig sehen, wie er richtig sprechen lernt. Kommt er in einen Laden, so weiß er — wie oft setzt es in Deutschland den Inhaber in Erstaunen — ganz allein die wenigen Gegenstände herauszufinden, auf die es ankommt. Er gerät auch nicht in Entsetzen über die Preise, denn er weiß den Wert einer Leistung zu beurteilen. Das unvermeidliche »So viel!« des deutschen Käufers, dem, selbst wenn er über große Mittel verfügt, jeder Maßstab zu fehlen pflegt, kommt im Wortschatz des Franzosen gar nicht vor. Er ist mitteilbar und leicht begeistert, so daß beim deutschen Verkäufer, der vielleicht weit mehr Umstände durch ihn gehabt als der Gewinn aus der schließlich abgesetzten Ware rechtfertigen mag, doch am Ende das Gefühl überwiegt, einen angenehmen Besuch empfangen und etwas gelernt zu haben. Umgekehrt pflegt uns aus einem französischen Kunstgeschäft die leichte, von jeder Aufdringlichkeit freie Form des Verkehrs wohlthuend zu berühren. Aber sie beruht durchaus nicht allein auf den feiner durchgebildeten französischen

Umgangsformen, sondern sie ist in demselben Maß ein Erzeugnis der Selbständigkeit des Käufers, die ihm völlige Freiheit der Bewegung gestattet.

Es kommt hinzu, daß jeder einigermaßen wohlhabende Franzose das Bedürfnis nach Kunstbesitz hegt, während es bei uns leider noch die Regel ist, daß sich der gediegenderste Reichtum arm fühlt, sobald an ihn die Anforderung herantritt, eine Ausgabe für Kunst zu machen. Die deutsche Millionärin, die für ein Diner ohne Bedenken Tausende ausgibt, gerät in Schrecken, wenn für eine Bronze, die sie verschenken möchte – für sich braucht sie so etwas nicht – zweihundert Mark gefordert wird. Aber es ist, glaube ich, weder Ziererei noch böser Wille, wenn sie sich schließlich mit der Bemerkung abfindet: »Das ist nur etwas für reiche Leute.« Sie spricht in gutem Glauben aus der Überzeugung, daß nur der allergrößte Besitz eine Ausgabe für die Kunst rechtfertigt. Es fehlen ihr eben Verständnis und Bedürfnis. Als Französin würde sie für eine schön ciselierte Kamingarnitur zwanzigtausend, für einen bronzenen Kronleuchter dreißigtausend, für ein Schränkchen mit den vornehmsten Bronzebeschlägen sechzigtausend Franken ausgeben. Glauben Sie wohl, daß die Zahl derjenigen, die in Deutschland nur ein Urteil über dergleichen Dinge haben, sehr groß ist? Glauben Sie, daß Sie bei uns ein Werk der Art bestellen könnten und für Ihr Geld das entsprechende Maß Kunst und ehrliche Arbeit bekämen? Sie werden mir sagen, man sei reicher in Frankreich. Das ist wohl der Fall, aber auch wir sind nicht mehr so arm, nur fehlt unserm Reichtum die Überlieferung, und dann haben wir in allen Ständen einen Mangel an richtiger Ökonomie zu beklagen.

Daß es bei uns nicht von jeher so schlimm stand, mag uns mit Trauer über den Verlust erfüllen, gibt uns aber zugleich die Hoffnung für die Zukunft. Freilich haben wir noch einen weiten Weg zurückzulegen, ehe wir uns mit den Franzosen zu messen imstande sind. Es läßt sich eben im Handumdrehen die Gewöhnung nicht schaffen, die in Frankreich nun bald zweihundert Jahre ohne Unterbrechung dauert. Gelehrte Bildung bietet keine Unterlage für Kunstverständnis. Bei den Franzosen ist die Kunstbildung eines jener beneidenswerten Erbstücke der vornehmen müßigen Gesellschaft des vergangenen Jahrhunderts. In unserer Kultur fehlt der vornehme reiche Mann, der keinen Beruf hat und dessen Lebensaufgabe es ist, in großem Stil zu leben. Was dieses Element der französischen Gesellschaft bedeutet, kann man nur an Ort und Stelle beobachten. In Paris besah ich einmal mit einem Sammler seine Bibliothek, die zwar nur einige tausend Bände umfaßte, aber aus lauter ganz vorzüglichen Ausgaben bestand. Was mich am meisten überraschte, waren die Einbände. Dergleichen hatte ich nie gesehen an Einfachheit und absoluter Vollendung. Es war ein Vergnügen, das schön bereitete Leder in der Hand zu fühlen. Bei einer bändereichen Encyclopädie fragte ich nach dem Preise des Einbandes. – Tausend Franken der Band. – Ich traute meinen Ohren nicht und konnte mich erst von der Verblüffung erholen, als mir weitere Angaben eine Erklärung boten. — Später zeigte ich einmal in Deutschland einen Band dieser Art einem unserer ersten Buchbinder, in dessen Bureau die Diplome aller großen Ausstellungen hängen, und fragte ihn, ob er das auch leisten könnte. Er sah sich das schlichte Erzeugnis eine Weile an und meinte darauf, er könne es wohl, aber es würde zu teuer, er müsse wenigstens fünfzehn bis zwanzig Mark haben und das würde bei uns niemand für einen einfachen Band ohne Goldpressung ausgeben. – Nun kostete aber das Original sechs- bis achthundert Franken. Daß bei uns derartige Leistungen nicht möglich sind, liegt nicht an den Handwerkern: die vorzüglichsten Buchbinder in Paris waren bis vor kurzem Deutsche oder hatten deutsche Arbeiter. Am Publikum liegt es, das keine Anforderungen zu stellen vermag. Wer tausend Mark für einen Band ausgibt, der weiß auch zu schätzen, ob er für sein Geld bekommt, was er beanspruchen kann. Verstehen Sie mich nicht falsch; ich will Sie nicht zu Extravaganzen verführen. Bedenken Sie aber das eine: diese höchsten Leistungen bestimmen das Durchschnittsniveau. In Frankreich hat der Buchhandel es noch niemals wagen dürfen, die Millionen barbarischer Calicotbände in schreienden Anilinfarben mit wilder Vergoldung auf den Markt zu werfen, in deren Gewand wir unsere Klassiker selbst in den reichsten Häusern antreffen. Das mindeste ist bei unseren Nachbarn der Band, den wir Halbfranz nennen, jede gute Bibliothek ist, wie vor hundert Jahren auch bei uns, ganz in Leder gebunden. Dies ist nur ein Beispiel. Ähnliches gilt von allen Gebieten der Industrie und auch von der höheren Kunst. – Mag nun auch unsere Sitte, den nicht für voll anzusehen, der in keiner Berufstätigkeit tätig ist, für die ethische Entwicklung eine tüchtigere Basis abgeben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der berufslose vornehme Franzose als Liebhaber und Sammler sich einer Arbeit unterzogen hat, die unter andern Lebensverhältnissen nicht geleistet werden konnte. Sein Werk ist der hohe Stand der französischen Kunstindustrie, denn er hat die Ansprüche gestellt. Wir werden mit diesem Faktor nicht zu rechnen haben, wohl aber können wir den Maßstab anlegen, den er geliefert hat. Aber vorläufig denkt unsere gesamte Kunstproduktion noch immer viel zu wenig an den Markt in der Heimat und viel zu sehr an die Ausfuhr und leider oft in erster Linie an die Ausfuhr. Bei den Franzosen, und zum Teil auch bei den Engländern, bleibt das Beste in der Heimat.

Wenn in Amerika ein Kunstzoll eingeführt wird, gibt es in unseren deutschen Kunststädten einen Notstand. Deutsche Künstler mit berühmten Namen reisen ins Ausland, um sich ein Absatzgebiet zu erschließen, während die englischen Künstler unserem Kunstverein, der zu seiner Ausstellung gern Bilder von ihnen gehabt hätte, antworteten: »Nur wenn die Bilder fest bestellt werden.« Sie brauchen nicht für das Ausland zu arbeiten.

Diesen Zuständen muß ein Ziel gesetzt werden. Es hat noch nie eine Kunstblüte gegeben, die sich auf die Ausfuhr gegründet hätte, der Export war immer die Prämie der innerhalb des Volkstums entwickelten Leistung der Kunst. Denken Sie nur einmal an Japan, oder, um ein Beispiel aus früherer Zeit zu wählen, an die Niederlande, an Frankreich, die italienischen Stadtrepubliken.

Wir müssen dahin streben, daß auch bei uns und für uns selbst die höchsten Leistungen möglich werden. So ungeheuerlich uns die Preise klingen, die ein gebildeter Franzose für moderne Kunstgegenstände, namentlich für Erzeugnisse der Kunstindustrie zahlt, sie sind die Gradmesser einer hochentwickelten Produktion. Wo die allerhöchsten Ansprüche überhaupt nicht erhoben werden, da muß das Niveau niedrig bleiben. Unser Ziel zu erreichen, gibt es jetzt nur einen Weg: die Empfindung und Selbstständigkeit des kaufenden Publikums stärken.

Für uns in Hamburg liegt die Veranlassung dazu diesen Augenblick noch ernster, als irgendwo sonst in Deutschland. Wir stehen vor der ungeheuren Umwälzung des Zollanschlusses. Unserer Kunstproduktion, die bis jetzt für Deutschland eine ausländische ist, steht der deutsche Markt offen – zum ersten Male. Da handelt es sich um ein sehr ernstes Entweder – Oder. Sind wir imstande, eine gediegene leistungsfähige Produktion für unsere eigenen Bedürfnisse zu erziehen, so wird unsere Industrie den Wettbewerb auf dem inländischen Markte aushalten. Wenn wir nicht darauf ausgehen, bei uns selber und für uns selber das Beste zu erzeugen, so werden uns die rüstigeren Städte des Inlandes vollkommen unterjochen. Man werfe mir nicht ein: Wir brauchen keine Kunstproduktion, Hamburgs Lebensnerv ist der Handel, alles andere kommt daneben wenig in Betracht. Das ist grundverkehrt. Der Hamburgische Staat gehört nach seiner Einwohnerzahl mit den deutschen Großherzogtümern in eine Reihe und folgt, was die Zahl der wohlhabenden, einsichtigen Bürger anlangt, nahe auf die Königreiche, das dürfen wir nicht vergessen: Ein solcher Organismus kann nicht gedeihen, wenn die Lebenskraft wichtiger Glieder unterbunden wird. – Es wäre etwas anderes, wenn die Stadt einem größeren Staate angehörte, dann könnte sie sich damit begnügen, dessen Handelsorgan zu sein und anderen Städten die eigentliche Kulturarbeit überlassen. Aber Hamburg ist ein selbstständiger Staat und hat dessen allseitige Verpflichtungen. Hamburgs Kunstindustrie stand noch vor hundert Jahren obenan in Deutschland. Wir haben heute für die weitere Entwicklung den Untergrund einer bis in tiefere Schichten hinein wohlhabenden Bevölkerung. Weshalb diesen größeren Vorteil nicht ausnutzen?

Eins der Mittel, uns den Käufer zu Hause zu erziehen, bietet uns die Schule. Wir dürfen uns allerdings kein unmittelbares Ergebnis versprechen und müssen uns hüten, zu hoch anzuschlagen, was sich auf dem Wege erreichen läßt. Aber ich bin fest überzeugt, es läßt sich außerordentlich viel wirken, wenn die Arbeit praktisch angefaßt und eingerichtet wird. Wir müssen nur nichts Verkehrtes wollen. Kenner lassen sich in der Schule nicht erziehen. Kunstgeschichtliches Wissen wird schnell vergessen, nützt so gut wie nichts und kann sogar dem Deutschen unter Umständen höchst schädlich sein. Wir müssen dem Schüler Unverlierbares mitgeben, das in ihm weiter arbeitet. Dazu gehört zu allererst die Fähigkeit, anzuschauen, die Freude an dem Einfachen, Gediegenen, Sachgemäßen. Durch die aufmerksame Betrachtung einer kleinen Anzahl von Kunstwerken, die der Schüler ganz in sich aufnehmen muß, ist sein Interesse zu wecken. Mit dieser bloßen Anregung, anschauend zu genießen, ist schon unendlich viel gewonnen. Wer hat nicht an sich erlebt, welche Kraft in dem Wort eines anregenden Lehrers liegt!

Wenn auch während der ganzen Schulzeit das hohe Ziel nicht darf aus dem Auge verloren werden, so fällt doch die Hauptaufgabe auf die Zeit vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahr. In diesem Alter muß jedoch für alle Schulen im Wesentlichen nach denselben Grundsätzen verfahren werden. Der bildenden Kunst gegenüber macht hier der Bildungsunterschied zwischen Mädchen und Knaben, zwischen dem Zögling der Volksschule und dem Gymnasiasten keinen wesentlichen Unterschied, da es auf das bei allen gleich schwach entwickelte Anschauungsvermögen ankommt.

Es fragt sich, was sollen die Schüler bis zum Alter von fünfzehn Jahren anschauen? Ich glaube, im Wesentlichen nur moderne Kunst. Wir wollen, soweit es angeht, das kommende Geschlecht dazu erziehen, daß es in seiner Zeit lebt und nicht durch die Gedanken an die Vergangenheit sich von der Gegenwart abziehen läßt. Aber wir müssen uns auch wieder vor der Einseitigkeit hüten. Der Schüler soll Ehrfurcht vor den Werken der älteren Epochen behalten. Wir tun bei uns in Hamburg sicher am besten, wenn wir uns an das in öffentlichem Besitz vorhandene Material halten. Das ist wesentlich modern. Viel

besitzen wir ja nicht; aber für die Erziehung kommt es in erster Linie auf eine gründliche Kenntnis eines weniger umfangreichen Stoffes an.

Bei der Betrachtung der Architekturdenkmale scheint mir besonders nötig, zu betonen, daß man mit der Sachkenntnis und nicht mit dem Wortwissen anzufangen hat. Vor dem Bauwerk soll der Schüler erkennen, was eine Säule bedeutet, soll er Basis, Schaft und Kapitell unterscheiden lernen, soll er die Bedeutung der konstruktiv und der dekorativ verwendeten Säule herausfinden. Erst wenn er selber die Entdeckung gemacht hat, wie viele Grundformen des Kapitells es gibt, und sie selbständig unterscheiden kann, darf er ihre Namen erfahren. Ebenso hat er die Bedeutung des Gebälks, die Funktion der Profile, und die Rolle, welche die Proportion spielt, selbständig zu finden. Es muß in ihm die Fähigkeit erweckt werden, eine zusammengesetzte Erscheinung zu zergliedern. Die Kenntnis der antiken Säulenordnungen halte ich für den Schüler bis zum fünfzehnten Jahr für überflüssig. Aber das Wesen des gotischen Stils im Gegensatz zu den Stilarten, die sich aus der Renaissance entwickelt haben, läßt sich unschwer an den Bauwerken auch dem Schüler klar machen.

Geradezu verwerflich scheint mir die Verwendung von Abbildungen, wo sie nicht lediglich als Erläuterung beim Unterricht in der Geschichte oder der Geographie verwendet werden, denn sie enthalten die Hauptsache nicht und verführen zum oberflächlichen Sehen, da nichts Einzelnes genügend beobachtet werden kann. – Beim Besuch der einzelnen Bauwerke sollte man sich streng zur Regel machen, der Kritik sich zu enthalten, damit nicht die ohnehin bei uns Deutschen vorhandene Neigung zum Besserwissen Nahrung erhält. Unter unsern Baudenkmalern stehen unsere Kirchen obenan. Sie sind gar nicht so unbedeutend als Bauwerke und so arm an Kunstschätzen, wie wir anzunehmen pflegen. Der Innenraum der Katharinenkirche mit ihrer prächtigen Orgel ist von hoher malerischer Schönheit; an der gediegenen Nikolaikirche läßt sich der Charakter des gotischen Hausteinbaues, an den zahlreichen neuen Kirchen der des gotischen Backsteinbaues erkennen. Was für ein hochbedeutendes Bauwerk die schönste protestantische Kirche Deutschlands, die Große Michaeliskirche ist, sollte jeder Hamburger aus eigener Anschauung verstanden haben. Nächst den Kirchen werden dann die bedeutendsten öffentlichen Gebäude aus älterer und neuerer Zeit besucht und eingehend besehen. Das Stadthaus mit seinem hübschen Treppenhaus, die Börse, das neue Justizgebäude, die Hafengebäude usw. Auch die monumentalen Brücken gehören in den Bereich des mit den Schülern Anzuschauenden, namentlich die Reesendammbücke mit der kleinen Alster und deren malerischer Freitreppe.

Im Zusammenhange damit haben wir in den Kindern die Empfindung für die malerische Schönheit unserer Heimat zu wecken. Es sind die Typen der kaum in einer anderen Stadt so mannigfaltig gestalteten Stadtteile aufzusuchen und zu vergleichen, die Alsterpartien, die Gartenstraßen in Hamm oder Harvestehude, die Straßen im Katharinenkirchspiel mit ihren ehrwürdigen, künstlerisch geschmückten Kaufmannshäusern; die Speicherstraßen der Flete mit ihrer ewig wechselnden Beleuchtung, die malerischen Fachwerkbauten der alten Arbeiterviertel, das Hafenviertel; die malerische Erscheinung aller dieser Stadtteile muß der heranwachsenden Generation ins Bewußtsein gebracht werden.

Wie weit bei dieser Gelegenheit der Lehrer den künstlerischen Charakter der Landschaft den Schülern klar machen kann, das hängt von seinem eigenen Verständnis ab. Es sollte jedoch in jedem Falle zu einer eingehenden Betrachtung und womöglich Analysis der Erscheinungen angeregt werden.

Auf die Betrachtung der Architektur und der Landschaft folgt der Besuch der Museen. Die hohe Bedeutung des Museums für Kunst und Gewerbe, das die hingebende Arbeit Justus Brinckmanns<sup>2</sup> geschaffen hat, wird von der Bevölkerung noch gar nicht genug gewürdigt. Sie alle kennen zum Beispiel das zierliche kleine Fredenhagensche Zimmer in Lübeck, auf dessen Besitz die Stadt mit Recht so stolz ist. Ich möchte aber wohl einmal wissen, wie vielen Hamburgern bewußt geworden ist, daß unser Gewerbemuseum aus einem alten Hamburger Patrizierhause einen großen Saal besitzt mit geschnitzten Vertäfelungen, an die keine geringere Arbeit gewendet, und deren absoluter Kunstwert den des Fredenhagenschen Zimmers eher noch überragt. Wie weit bei den vielfach kleinen und zierlichen Gegenständen des Kunstgewerbes ins Einzelne zu gehen ist, das muß die Erfahrung lehren. Es empfiehlt sich jedoch, in der Auswahl sehr vorsichtig zu sein und weniger auf die Prunkstücke Gewicht zu legen, als auf die einfachen, gediegenen Leistungen, die in ihrer Schlichtheit als Vorbild dienen können, und an deren Betrachtung sich der Sinn für die Sachlichkeit wecken läßt.

Weit leichter läßt sich in der Gemäldegalerie im Voraus der Weg erkennen. Als Ziel möchte ich die eingehende Betrachtung von etwa fünfzig Bildern bezeichnen. (Diese Zahl hat sich in der Praxis als zu hoch gegriffen herausgestellt. Man wird nicht viel höher als auf die Hälfte kommen.) Wir haben seit einigen Monaten Versuche angestellt über die Art, mit größeren Klassen Gemälde zu besehen, und haben die Gewißheit gewonnen, daß diese Vorschläge ohne Schwierigkeit auszuführen sind. Auch hier soll dem Schüler nicht etwa ein Vortrag gehalten werden; wir fragen ihn vielmehr auf das Eindringlichste aus über

das, was er selber sieht, genau wie vor der Architektur. Er soll dabei lernen, über die Gruppierung der Figuren, über die Bewegung jeder einzelnen und ihren Anteil an dem Vorgang, über die Verteilung der Farben und des Lichtes Rechenschaft zu geben. Im Wesentlichen sollen nur moderne Bilder gesehen werden; von den Werken älterer Meister sind jedenfalls nur ganz frisch erhaltene hereinzuziehen. Wie weit der Inhalt des Kupferstichkabinetts zu berücksichtigen ist, möchte ich jetzt noch nicht zu bestimmen versuchen. Doch sollte ich meinen, daß in Rücksicht auf das große Quantum Kunstleistung, das heutzutage selbst den unteren Klassen durch die illustrierten Blätter zugeführt wird, den Schülern die Augen über das Wesen des Kupferstichs und des Holzschnitts geöffnet werden müssen. Aber, wie gesagt, es kommt heute noch nicht darauf an, überall Einzelschläge zu machen. Wir wollen erst an den Hauptpunkten einsetzen, wie weit wir gehen können, wird die Praxis lehren.

Nur in einem Punkt werden wir gezwungen sein, mit den vorgerückteren Schülern noch hinauszugehen über den Kreis dessen, was die nächste Heimat bietet. Hamburg hat die Denkmale seiner mittelalterlichen Kultur fast alle zerstört. Wir haben keinen Dom, kein Kloster, kein altes Tor. Aber Lübeck und Bremen, die so viele Jahrhunderte her unsere treuen Genossen sind, haben sich herrliche Zeugnisse ihrer Vergangenheit bewahrt. Sie müssen uns aushelfen. Nicht ohne Beschämung erinnere ich mich eines Erlebnisses, das ich als junger Mensch in Lübeck hatte. Ich traf dort mit einem gebildeten Norweger in der Marienkirche zusammen und sah staunend, mit welcher Ehrfurcht er die Denkmale der alten Lübschen Macht betrachtete. Er wußte überall Bescheid, konnte überall Auskunft geben, hatte überall Daten und Tatsachen bei der Hand. Ihm, dem Ausländer, war die alte Bezwingerin des Nordens in ihrer gewaltigen Bedeutung gegenwärtig, und ich, als Hanseat, hatte überall nur die Glocken läuten hören und mußte mich von einem Ausländer in der nächsten Heimat führen lassen. Es ist gar nicht schwer, mit den Schülern der Oberklassen an einem langen Ferientage im Sommer die Denkmale Lübecks durchzugehen. Die Reisekosten machen keine Schwierigkeit, da in solchen Fällen die Eisenbahnverwaltung das größte Entgegenkommen zeigt. Für Bremen und Lüneburg, die so wenigen Hamburgern bekannt sind, gilt dasselbe. Sie, meine Damen und Herren, brauche ich nicht darauf aufmerksam zu machen, wie mannigfaltig befruchtend derartige Ausflüge auf das jugendliche Gemüt wirken. In unserer Zeit mit ihren weltumspannenden Interessen können wir nicht genug Wert darauf legen, daß das heranwachsende Geschlecht seine engere Heimat genau kennen und lieben lernt. Es soll durch tiefere Erkenntnis, tausend freudige Erinnerungen mit ihr verwachsen, um sich nachher zu Hause fühlen zu können. Wir müssen mit allen Mitteln ein Geschlecht zu erziehen suchen, das wieder mit Stolz und Freude auch der engeren Heimat angehört. Daß eine Empfindung für den engeren hanseatischen Zusammenhang mit unseren alten Bundesgenossen Lübeck und Bremen geweckt wird, möchte ich dabei besonders hoch anschlagen.

Dies ist in den Umrissen der Stoff, mit dem ich den Schüler bekannt machen und an dessen Anschauung ich seine Empfindung für die Kunst bilden möchte. Im Grundsatz habe ich bisher überall Zustimmung gefunden. Bei der Einführung in die Praxis müssen wir uns hüten, zuviel auf einmal zu wollen: Noch einmal: unser Ziel soll nicht die Mitteilung eines zu memorierenden Stoffes sein, sondern die Ausbildung der Fähigkeit, Kunstwerke anzuschauen. Das ist die Grundlage für das Verständnis der Kunst und das geht nicht verloren. Wenn der Schüler ins Leben tritt, kann er dann, soweit es seine persönliche Begabung und seine äußere Lage gestattet, auf eigenen Füßen weiter gehen. Über die Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Lehrfächer möchte ich noch keine näheren Vorschläge machen. Der Hauptsache nach dürfte er dem Zeichenunterricht zufallen; ist doch der Zeichenlehrer seiner besonderen Bildung nach der berufene Träger. Wie weit andere Fächer, etwa der deutsche Aufsatz an der Verarbeitung teilnehmen, muß die Praxis ergeben. Wenn sich in der Oberklasse ein rationeller Unterricht in der Heimatkunde einführen ließe, so würde dieser einen wichtigen Anteil zu übernehmen haben.

Sie werden längst im stillen den Einwurf an mich gerichtet haben: »Das ist alles recht gut, aber wie steht es um die Bildung der Lehrer? Denn sie müssen doch zuerst in sich aufgenommen und verarbeitet haben, was sie weiter verbreiten sollen. Und in der Lehrerbildung hat bisher die Kunst keine Stelle gehabt.«

Die Verwaltung der Kunsthalle hat diese Schwierigkeit vorausgesehen und wird für den gesamten oben dargelegten Stoff mit Einführungskursen für die Lehrer den Anfang machen. Mit der Oberklasse der Seminaristen ist dies bereits geschehen. Großen Wert legen wir auf die künstlerische Erziehung der Frauen. Man hat mich oft gefragt, ob es mir bei meinen Vorlesungen in der Galerie Befriedigung gewähre, vor einem Publikum zu sprechen, das zu zwei Dritteln aus Frauen bestände, und jedesmal erregte meine bejahende Antwort ungläubiges Erstaunen. Man pflegt den Drang nach eigener Bildung, der seit einigen Jahrzehnten die Frauenwelt ergriffen hat, nicht ernsthaft zu nehmen. Aber man sollte die Bedeutung dieser wichtigen Erscheinung nicht verkennen. Es ist doch ohne Weiteres klar, daß die Frage unserer Frauenerziehung für die Bildung der künftigen Generation von der höchsten Wichtigkeit werden kann.

Sollte es sich da nicht empfehlen, daß wir, statt zu spotten und den Dingen ihren Lauf zu lassen, den Bildungseifer der Frauen als den kräftigen Hebel erkennen? Denn alle Neigungen, welche heute die Frauen annehmen, werden von der kommenden Generation mit der Muttermilch eingesogen. Was unsern Fall anlangt, so wird die künftige Mutter oder Erzieherin, die sehen gelernt hat, auch ohne besondere Absicht ein Geschlecht von sehenden, anschauend genießenden Menschen heranbilden.

Das kommende Geschlecht, hochgeehrte Anwesende, geht durch Ihre Hände und wird sein, was Sie aus ihm machen. Nicht allein die Gesittung, auch der materielle Wohlstand der Zukunft wird mitbedingt durch die Neigungen, die Sie erwecken. Daraus erwächst für Sie der Kunst gegenüber die Verpflichtung, Ihre eigene Empfindung zu reinigen und zu stärken. Namen, Daten und Anekdoten tun es nicht. Nur, was Sie in sich erlebt haben, können Sie fruchtbar machen, nur soweit Sie sich selbst erzogen, nicht nur unterrichtet haben, können Sie andere erziehen. Sie dürfen auch nicht bei der modernen Kunst stehen bleiben. Ihr Verständnis muß sich erweitern auf die Erzeugnisse aller Epochen, die einmal große Kunst besessen haben. Dem Lehrer die Wege zu ebnen, wird die Kunsthalle als eine ihrer vornehmsten Pflichten ansehen.